

aliteraverlag

Sascha Pranschke
Den Regen lieben

Roman

aliterverlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm
unter: www.allitera.de

Für Nadja,
die den Regen liebt

Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2009 Buch&media GmbH, München
Umschlagbild: fotolia/pmphoto #865789
Herstellung: Books on Demand GMBH, Norderstedt
Printed in Germany
ISBN 978-3-86906-042-2

Wendet keinen Trost an, denn er ist unnütz. Greift nicht zu Überlegungen, sie überzeugen nicht. Seid nicht mit den Melancholikern traurig, eure Traurigkeit würde die ihre unterstützen. Versucht nicht, mit ihnen fröhlich zu sein, es würde sie verletzen. Viel Kaltblütigkeit und, wenn es notwendig ist, Strenge. Eure Vernunft soll ihr Verhaltensmaßstab werden. Eine einzige Saite vibriert noch bei ihnen: die des Schmerzes. Seid mutig genug, sie anzurühren.

François Leuret:
Fragmens psychologiques sur la folie

Unter dunklem Holz

Mein Vater hat ein Greisengesicht. Schon immer. Ich kenne ein Kinderfoto von ihm. Es ist unheimlich, die schmalen Lippen, die hängenden Lider. Einmal sagte er: »Manche Menschen werden nie so alt, wie sie aussehen. Ich bin der Beweis.« Dazu lächelte er. Ich fragte mich, woüber.

Es scheint, als wollte er seine Prophezeiung wahr machen. Deshalb haben sie mich im Internat angerufen. Deshalb fahre ich mit dem Zug durch eine Landschaft, die meine Heimat sein soll. Sie ist mir noch fremder als mein Vater.

Auf der Bank gegenüber sitzt eine Frau. Sie trägt ein hochgeschlossenes Kleid und ein Kopftuch. Ihre Haut ähnelt der Oberfläche von Feldfrüchten oder altem Leder: Sie wirkt fest und zugleich rissig. Ich erinnere mich an die Worte meines Vaters. Wie alt mag die Frau sein?

Neben ihr sitzt ein Junge, vielleicht zehn Jahre alt. Seine Fußspitzen treten gegen meine Sitzbank, ohne Unterbrechung. Ein Rhythmus, so monoton wie das Rattern des Zuges, wie die Landschaft vor dem Fenster: Getreide- und Gemüsefelder, nur selten von Straßen unterbrochen. Abgesehen von seinen Fußritten sitzt der Junge bewegungslos. Aus zusammengekniffenen Augen starrt er geradeaus. In diesem stummen Starren sind die Leute hier Meister.

Seit unserer Abfahrt in Bremen sieht die Frau haarscharf an mir vorbei. Ihr Blick streift meine Wange. Ich spüre ihn an den Spitzen der feinen Härchen, die dort wachsen. Die unmerklichen Bewegungen ihrer Pupillen genügen nicht, um diesen Blick in meine Augen zu lenken. Ich habe gelernt: Die Augenmuskulatur bewegt sich ununterbrochen. Unser Blick zittert ständig. Stunden unsere Augen eine Sekunde still, könnten die Sehnerven das Licht nicht verkraften. Sie wären überlastet, und wir würden auf der Stelle erblinden. Deshalb zittern unsere Augen. Erst unser Gehirn bringt das verwackelte Bild der Welt zur Ruhe. Letzten Monat habe ich ein Referat über die Leistungen des menschlichen Gehirns gehalten. Ich liebe Biologie.

Die Frau gegenüber scheint das Sehen nicht zu lieben. Als wollte sie mit aller Kraft stillhalten. Als wollte sie ihren Blick verfestigen. Als wollte sie

ihre Sehnerven verbrennen, so starrt sie auf das Kunstlederpolster neben meinem Kopf. Als wollte sie lieber erblinden, als mich anzusehen. Ich fühle mich nicht willkommen hier.

Also bleibe ich sitzen, als der Zug in Fleetstedt hält. Es ist der kleinste Bahnhof auf der Strecke, der Aufenthalt wird kaum zwei Minuten dauern. Wenn ich nur einfach warte, nur diese zwei Minuten, bis der Zug wieder anfährt. Dann kann ich weiterfahren, wohin ich will. Nach Bremerhaven zunächst. Und dann auf irgendein Schiff. Ich habe ein wenig Geld. Und auch ich sehe älter aus, als ich bin.

Ich zwinge mich, nicht aus dem Fenster zu sehen. Sicher hält auf dem Bahnsteig jemand nach mir Ausschau. Onkel Schorsch vielleicht oder meine Cousine Hilke. Wenn ich nur konzentriert geradeaus sehe. Wenn ich ihre suchenden Blicke vermeide. Dann werden sie mich hinter dem Fenster nicht entdecken. Ich muss es der Frau gegenüber gleichtun. Ich muss ihren Blick imitieren, auch wenn es meinen Augen schadet. Die Frau steht nun auf und geht wortlos zum Ausgang. Ihren Sohn zieht sie am ausgestreckten Arm hinter sich her. Er streckt mir die Zunge raus.

Ich starre auf das rotbraune Kunstleder. Wie die Haut der Frau ist auch seine Oberfläche fest und doch rissig. Ich drehe mich zur Schiebetür um. Frau und Kind sind nicht mehr zu sehen. Waren sie wirklich da? Vielleicht habe ich so lange auf das Sitzpolster gestarrt, bis Gestalten daraus hervorgetreten sind. Gestalten mit ledrigen, sonnenverbrannten Gesichtern. Ich habe gelernt: Die Wahrnehmung von Reizen ist abhängig von Erfahrungen und der geistigen Verfassung. Das Gehirn entscheidet, welche mögliche Deutung eines Reizes als die wahrscheinlichste angenommen wird. Unser Gehirn allein entscheidet, was wir als Wirklichkeit annehmen, was wir sehen. Ist das Gehirn krank, können auch Fantasiebilder wirklich erscheinen.

Ich sehe aus dem Fenster, um nach der Frau und ihrem Sohn Ausschau zu halten. Ich will mich davon überzeugen, keine Halluzinationen zu haben. Ich will mich davon überzeugen, gesund zu sein. Ich hätte es nicht tun sollen. Zwar sehe ich die beiden im Bahnhofsgebäude verschwinden. Doch im gleichen Moment sehe ich noch jemanden: Hannes, meinen Cousin. Und er sieht mich.

Der Schaffner steigt wieder in den Zug. Einarmig hängt er an der geöffneten Tür, die Trillerpfeife im Mund. Ein letzter Blick die Bahnsteigkante entlang. Da sieht er Hannes auf mein Fenster zu rennen. Wie plump er sich bewegt! Wie beim Rennen seine langen Arme vor- und zurückschlenkern! Der Schaffner nimmt die Pfeife wieder aus dem Mund und brüllt Hannes etwas zu. Der ignoriert ihn. Eine große Handfläche schlägt

direkt vor meinem Gesicht gegen die Scheibe. Noch einmal brüllt der Schaffner, Hannes solle von der Bahnsteigkante zurücktreten. Ich weiß, er wird es nicht tun. Notfalls würde er dem Zug hinterherlaufen, aufs Trittbrett springen und die Tür aufreißen.

Ich habe gelernt: Hannes ist ein Idiot, aber niemand erfüllt seine Aufträge gewissenhafter als er. Er mag ein zurückgebliebener Stotterer sein, doch er ist ein Vorbild an Pflichtbewusstsein. Während der Weihnachtsferien schickte ihn Onkel Schorsch einmal in den Stall. Er solle die Gans schlachten. Dabei füllte Tante Hella in der Küche schon längst den Braten. Das ist die Art von Scherzen, die meinem Onkel gefällt. Er lacht gern über seinen Sohn. An diesem Abend lachte er nicht. Hannes ging nachmittags raus und kam erst gegen Mitternacht zurück. Seine Latzhose war blutbespritzt. In der Hand hielt er eine riesige, gerupfte Gans. »Die G-G-Gans«, sagte er. Mehr nicht. Niemand bekam je heraus, woher er das Tier hatte.

Es macht keinen Sinn, sitzen zu bleiben. Ich stehe auf, nehme meine Reisetasche und den Rucksack von der Gepäckablage. Ich sage dem rotbraunen Kunstleder, Bremerhaven und den Schiffen Lebewohl und gehe zur Waggontür. Hannes nimmt mir die Sachen ab. Ich kann ihn riechen. Er schwitzt.

»Hallo Cl- ... Clll- ...!« Mein Name hat ihm immer Schwierigkeiten bereitet.

»Hallo Hannes!«, sage ich und steige aus dem Zug.

Der Schaffner pfeift. Hinter mir schlagen die Türen zu. Der Zug fährt an. Hannes lächelt. Ich atme ein und lasse ihn vorgehen, rechts den Rucksack, links die Tasche. Obwohl die Tasche schwerer ist, neigt Hannes' Körper sich nach rechts.

Er ist mit der Kutsche gekommen. Vielleicht glaubt er, mir damit eine Freude zu bereiten. Ich würde lieber mit Onkel Schorchs Volvo fahren. Der Schimmel schnaubt, als er Hannes erkennt. Der ruft ihm etwas zu, das ich nicht verstehe. Über die Schulter sieht er mich an und grinst, vermutlich aufmunternd. Ich mache mir nicht die Mühe, zurück zu lächeln. Ich bin froh, dass Hannes sich darauf beschränkt, mit dem Pferd zu sprechen. Seine Schweigsamkeit erleichtert den Umgang mit ihm.

Auf dem Bahnhofsvorplatz steht die Frau mit der ledrigen Haut. Zum Schutz gegen die Sonne hält sie eine Hand über die Augen. Mit der anderen hält sie eine Hand ihres Sohnes. Als könnte er ihr in dieser Einöde verloren gehen. Sie sieht die Straße entlang. Der Junge hockt daneben auf einer Tasche und scharrt mit den Füßen im Staub. Wie ein Hund an der Leine hängt er am Arm seiner Mutter. Doch sobald er Hannes sieht, reißt er sich los. Er springt auf und rennt ein paar Schritte auf uns zu. Der

teilnahmslose Blick ist aus seinem Gesicht verschwunden. Jetzt grinst er, beugt den Rumpf vor, lässt Schultern und Arme hängen. Er ruft:

»Ha-Hallo Ha-Ha-Han-n-nes!«

Hannes bleibt stehen.

Der Junge rollt mit den Augen. »N-N-Neue F-Freundin?«

Ich sehe zu der Frau hinüber. Ihr Arm weist auf die Tasche, auf der eben noch ihr Sohn saß. Ihr Blick geht weiterhin die Straße entlang, auf der niemand zu sehen ist.

Der Junge beugt sich zur Seite, legt den Kopf in den Nacken und grunzt. Wahrscheinlich imitiert er einen Affen. Seine Laute ähneln eher denen eines Schweins.

Hannes lässt meine Tasche und den Rucksack fallen. Ich höre, wie etwas darin zerbricht. Hannes richtet sich auf und geht auf den Jungen zu. Sofort ist der Kleine wieder bei seiner Mutter, klammert sich an ihren Arm. Die Lederhautfrau dreht sich um und sieht zu uns herüber. Ihr Blick ist ebenso starr geradeaus gerichtet wie vorhin im Zug. Nur geht er diesmal nicht ins Leere. Sie sieht in Hannes' Augen. Der bleibt stehen, zögert und wendet sich schließlich ab. Er hebt meine Sachen wieder auf und wirft sie auf den Pferdewagen.

»Fahren!«, sagt er, ohne zu stottern, ohne mich anzusehen.

Der Hof meiner Großeltern liegt ein paar Kilometer außerhalb von Fleetstedt. Ich nenne ihn noch immer den Hof meiner Großeltern, dabei sind sie längst tot. Ich habe sie nie kennengelernt. Beide sind schon vor meiner Geburt gestorben. »In unserer Familie stirbt man jung«, sagte mein Vater einmal. Schon zu Weihnachten, bei meinem letzten Besuch, sah er schlecht aus. Am Telefon hat Onkel Schorsch gesagt, ich solle mich beeilen. Ich habe das nicht besonders ernst genommen. Wir dachten schon oft, es ginge zu Ende. Leonie hat gesagt, ich hätte Glück:

»Du hast zwei Wochen früher Sommerferien!«

»Ja«, habe ich geantwortet. »Ich würde sie nur lieber an einem anderen Ort verbringen.«

Mein Vater half nur so lange bei der Landwirtschaft, bis er meine Mutter kennenlernte. Sie überzeugte ihn davon, sich Zeit für seine Malerei zu nehmen. Meine Mutter liebte die Ruhe auf dem Land, doch sie hasste die Leute. Sie wollte nicht, dass ich hier aufwachse und zur Schule gehe. Ihre Gagen reichten aus, um das Schulgeld zu bezahlen. Auch nach ihrem Tod war genug da, um auf dem Internat zu bleiben. Seit meinem ersten Schultag lebe ich dort zehn Monate im Jahr.

Nachdem meine Großeltern gestorben waren, übernahm Onkel Schorsch den Hof. Er kommt aus Fleetstedt und ist mit Tante Hella zur Schule ge-

gangen. Im Gegensatz zu meinem Vater scheint Onkel Schorsch überhaupt nicht zu altern. Bei jedem meiner Besuche hat er die gleiche rosige Kinderhaut. Der Junge im Zug hat mich an ihn erinnert. Nicht allein ihre Haut, auch ihre Augen ähneln sich: klein und zusammengekniffen, als würden sie ständig von der Sonne geblendet. Die Augen von Maulwürfen.

Hannes hat Tante Hellas Augen: hellblau und groß, beinahe zu groß. An Hannes erscheint alles ein wenig zu groß geraten. Seit wir vom Bahnhof abgefahren sind, hat er kein Wort zu sprechen versucht. Ich schweige ebenfalls. Ich sehe den winzigen Bewegungen seiner riesigen Hände zu. Mal treibt er den Schimmel an, mal drosselt er seinen Lauf. Doch jedes Kommando besteht aus kaum mehr als der Bewegung eines einzigen Fingers. Wenn Hannes meinen Blick bemerkt und mich ansieht, drehe ich den Kopf zur Seite. Die Hitze flimmert über den Feldern.

Ich ziehe mein Telefon aus der Tasche und schreibe eine SMS an Leonie: *Was soll ich hier? C.*

Ich drücke auf *Senden*.

Das Display teilt mir mit: *Senden fehlgeschlagen.*

Ich probiere es noch zweimal, dann gebe ich es auf. Hannes schielt auf mein Telefon. Ich stecke es ein.

Wir kreuzen den Bach, der sich durch die Felder und den Wald zieht. Der Wald beginnt gleich hinter dem Hof. Dort gibt es einen See. Oft ist er der einzige Ort, der mir meine Besuche erträglich macht. Es gibt im Sommer so viele Mücken am See wie nirgendwo sonst auf der Welt. Doch ich liebe sein kühles Wasser. Die Bäume beschatten beinahe die ganze Oberfläche.

Leider gelingt es mir nur selten, allein dort zu schwimmen. Hilke, meine Cousine, ist mir meistens auf den Fersen. Sobald ich auf dem Hof ankomme, folgt sie mir. Vielleicht betrachtet sie es als ihre Pflicht, mich zu unterhalten. Es hat keinen Zweck, ihr zu sagen, dass ich nicht unterhalten werden will. Sie begreift nicht, warum jemand gern allein ist. So sehr ihr Bruder sich zurückzieht, so sehr drängt Hilke sich auf. Die beiden sind Zwillinge. Zumindest behaupten das ihre Eltern, denn glauben kann man es kaum. Ob Hände oder Augen: Was an Hannes groß ist, ist an Hilke klein. Sie hat die Maulwurfsaugen ihres Vaters.

Wir folgen einer Kurve um einen Ausläufer des Waldes. Eine Reihe hoher Pappeln säumt den Weg. Hannes lässt den Schimmel schneller gehen. Mit jedem Schritt des Pferdes rückt jetzt ein Stückchen mehr vom Hof in unser Blickfeld. Mit jedem Meter, den wir zurücklegen, wächst das rote Dach der Scheune. Bald erkenne ich ihre grauen Wände und das Fachwerk des Wohnhauses. Und davor – aufgereiht wie Spielfiguren, die Gesichter noch kaum zu erkennen – meine Familie.

Unwillkürlich drängt sich das Wort in meinen Kopf: Familie. Sie sollen es nicht sein, doch sie werden es für immer bleiben. Es fühlt sich an, als bewegte nicht ich mich auf sie zu. Es fühlt sich an, als rückten sie mir immer näher. Als schoben sie sich mit jedem Schritt des Pferdes näher an mich heran und wüchsen dabei. Mein Vater ist nicht unter ihnen. Stattdessen Onkel Schorsch, Tante Hella und Hilke, Schulter an Schulter, ein einziges sechsbeiniges Lebewesen. Hilke winkt uns zu, sonst stehen sie starr und blicken ebenso starr geradeaus. Ich kenne diesen unbewegten Blick von der Frau im Zug. Doch, anders als die Frau, sehen sie nicht an mir vorbei. Sie starren direkt in meine Augen. Noch bevor ich ihre Gesichter erkenne, spüre ich ihren gemeinsamen Blick auf mir.

»Clara!«, ruft Hilke, noch immer winkend, kaum dass wir in Hörweite sind. Seit den Weihnachtsferien hat sie sich verändert. Wir sind fast gleichaltrig, sie ist ein paar Monate älter als ich. Doch ihren Babyspeck ist sie erst jetzt losgeworden. Klein ist sie noch immer. Die Hoffnung, jemals über einen Meter und sechzig hinauszuwachsen, muss sie endgültig aufgeben. Aber nicht nur ihr Körper ist dünner. Auch ihr Gesicht sieht schmaler und dadurch erwachsener aus als noch im Winter. Ich muss mir eingestehen, dass sie hübsch ist. Nicht einmal die Maulwurfsaugen können diesen Eindruck verwässern. Sie unterstützen ihn sogar, denn sie verleihen ihrem Blick etwas Freches, Herausforderndes.

Anders als sonst trägt Hilke keine Jeans und irgendein abgetragenes T-Shirt. Sie steht dort in einem engen schwarzen Rock und einer ärmellosen weißen Bluse. Ein wenig erinnert sie mich in diesen Sachen an ein Porträt meiner Mutter. Mein Vater hat es gemalt. Meine Mutter sitzt am Klavier, die Augen geschlossen, den Kopf leicht nach vorn gesenkt. Ihre Hände hält sie unter einer solchen Spannung, dass auf den Handrücken die Sehnen hervortreten. Auf dem Bild trägt auch sie eine ärmellose Bluse und einen schwarzen Rock. Ihren Hals schmückt eine Kette aus blauen Edelsteinen. »Lapislazuli«, erklärte mein Vater mir. Er schenkte ihr die Kette zu meiner Geburt.

Als ich meinen Blick von Hilke löse und Tante Hella und Onkel Schorsch genauer betrachte, begreife ich. Auch meine Tante trägt Rock und Bluse, trotz der Hitze beides schwarz. Mein Onkel ist zwar hemdsärmelig wie immer, doch er trägt sein weißes Hemd. Das ist keines der karierten Arbeitshemden, das ist sein »gutes« Hemd. Er trägt es sonst nur an Heiligabend. Die Familie ist ein Stilleben in Schwarz-Weiß. Nur Hannes bildet wie immer die Ausnahme: Er trägt Latzhose und T-Shirt, anders kenne ich ihn gar nicht.

Als er den Wagen direkt vor ihnen zum Stehen bringt, müssen sie mir

nichts erklären. Ich brauche nicht Tante Hellas vom Weinen gerötete Augen. Ich brauche nicht Onkel Schorsch heute noch enger zusammengekniffene Schlitze. Am wenigsten brauche ich Worte, die mir erklären, warum sie ihre Festtagsverkleidung angelegt haben. Ich bin froh, dass mein Onkel seinen Mund hält. Sein stets offener Mund erinnert mich immer an die fordernden Schnäbel von Küken. Ich sehe am Haus hinauf zum Fenster meines Vaters. Sie haben mich zu spät geholt.

Sein Zimmer ist leer. Durch das geöffnete Fenster weht der Sommerwind herein. Die Blumen in der Vase bewegen sich im Luftzug. Auf der Treppe habe ich mich gefragt, wie es in seinem Zimmer riechen würde. Davor habe ich Angst gehabt. Vor einem unbekanntem Geruch. Aber weder Bekanntes noch Unbekanntes rieche ich, nachdem ich über die Schwelle getreten bin. Weder seine Ölfarben und Lösungsmittel, noch seinen eigenen Geruch, den Geruch seines toten Körpers. Der Wind hat das Zimmer von all dem gereinigt. Ich stelle mir den Geruch der Verwesung süßlich vor. Das liegt wahrscheinlich an der Zeitrafferaufnahme des Pfirsichs, die ich bei Wikipedia gesehen habe: In nur zehn Sekunden verwandelt sich die saftige Frucht zu einem grau-grünen pelzigen Etwas. Ich habe gelernt: Die Verwesung eines Körpers dauert unter der Erde achtmal länger als unter freiem Himmel. Das liegt am geringen Sauerstoffgehalt und den niedrigen Temperaturen unter der Erde.

Ich drehe mich im Kreis. Ich sehe ein leeres, frisch bezogenes Bett. Ich sehe leere Regale, den geöffneten, leeren Kleiderschrank. Ich sehe ein sauberes Waschbecken mit einem Wasserhahn, so blank, dass er die Nachmittagssonne spiegelt. Ich sehe seine Staffelei, auf der kein Bild mehr steht.

Jemand räuspert sich. Onkel Schorsch steht in der Tür.

»Wo sind seine Sachen?«, frage ich.

»Auf dem Dachboden.«

»Warum?«

Er zögert. »Wir dachten, es würde dir wehtun.«

»Ja. Es tut mir weh.«

Ich sehe ihn an, und für einen Moment schließen sich seine schmalen Augen. In der guten Kleidung wirkt er noch jünger als sonst. Als würde er noch seinen Konfirmationsanzug tragen.

»Wann ist es passiert?«

Wieder zögert er mit der Antwort. »Es ging schnell. Er musste nicht leiden.«

Ich stelle mir sein Gesicht vor. Es sah immer leidend aus. Auch wegen

dieses Gesichts war ich oft froh, wieder ins Internat zu dürfen. Ich will meinen Onkel fragen, ob er wirklich glaubt, mein Vater habe nicht gelitten. Stattdessen frage ich:

»Wann ist die Beerdigung?«

»Morgen.«

»So schnell geht das?«

»Es ist besser. Die Hitze ...«

Noch einmal sehe ich mich um. Erst jetzt bemerke ich, dass die Regale und der offene Schrank nicht nur ausgeräumt sind. Man hat sie auch verschoben. Jedes Möbelstück steht an einem anderen Platz als bei meinem letzten Besuch.

»Hat er selbst sein Zimmer umgeräumt?«

»Nein, du weißt doch, wie er war. Bloß keine Veränderung! Aber nachdem ... Nun ja, deine Tante dachte ...« Er sucht nach Worten.

Ich sage: »Tante Hella dachte, ein bisschen Veränderung würde gut tun?«

»Genau!« Sein Gesicht hellt sich auf, dankbar für die Hilfe. »Uns allen. Und besonders dir!«

»Sind die Blumen auch von ihr?«

»Nein, die hat Hilke gepflückt. Ein bisschen Leben, hat sie gesagt.«

»Nett von Hilke.«

»Jeder tut, was er kann.«

»Davon bin ich überzeugt.« Ich deute auf die leere Staffelei. »Was macht die noch hier?«

»Wir dachten, du hättest sie vielleicht gern.«

Warum gerade die Staffelei, frage ich mich. Warum dieses sperrige Ding, so groß und sperrig, wie er selbst war? Soll ich es in mein Zimmer stellen mit einem seiner Selbstporträts darauf? Ich sehe meinen Onkel an. Sein Konfirmandenblick ist der sicheren Miene des Familienoberhaupts gewichen. Er tritt auf mich zu und legt mir wortlos eine Hand auf die Schulter. Sie ist schwer und warm.

Ich sage: »Ich male nicht.«

Er seufzt und drückt meine Schulter. Es tut ein bisschen weh. »Wenn du sie nicht haben willst ...«

»Ich nehme sie«, sage ich. »Bringt sie in mein Zimmer!« Ich streife seine Hand ab und gehe hinaus.

Auf der Treppe treffe ich Hilke. Wahrscheinlich hat sie die ganze Zeit dort gestanden und unser Gespräch belauscht. Sie schaut mich mit dem gleichen besorgten Ausdruck an wie eben ihr Vater. Ihr Kinn hat sie zur Brust geneigt, während ihre Augen zu mir nach oben schielen. Wie selt-

sam es sich anfühlt, von einem kleineren Menschen so angesehen zu werden. Was ist die Sorge wert, wenn der Besorgte unfähig wirkt, einem zu helfen? »Jeder tut, was er kann«, hat Onkel Schorsch gesagt. Ich bleibe eine Treppenstufe über Hilke stehen und sage, noch bevor sie ein Wort herausbringt:

»Die Blumen brauchen frisches Wasser.«

Dann gehe ich nach unten.

Tante Hella sitzt im Wohnzimmer. In ihrer »Stube«, wie sie den Raum nannte, als sie noch sprach. Ich erinnere mich nicht an diese Zeit. Es war, bevor meine Mutter starb. Irgendwann fragte ich meinen Vater, warum Tante Hella nicht redete.

»Es ist eine Krankheit«, sagte er.

»Wenn sie gesund ist, spricht sie dann wieder?«

»Sie wird vielleicht nicht wieder gesund.«

Ich weiß nicht, was ihr Verstummen verursachte, was mein Vater mit dem Wort »Krankheit« meinte. Heute denke ich kaum noch darüber nach. Ihr Schweigen gehört zu meinem Elternhaus wie der Geruch der Ölfarben. Den hat der Wind durchs Fenster getragen. Es wäre unnatürlich, würde es hier wieder nach Farbe riechen. Ebenso unnatürlich, wie wenn Tante Hella wieder zu sprechen begänne.

Sie sitzt am Fenster, eine Wange im Sonnenlicht, die andere im Schatten. Auf ihren Knien liegt ein aufgeschlagenes Buch. Ich erkenne es. Es ist das einzige Buch, das ich sie jemals habe lesen sehen: die Familienbibel. Sie liest täglich darin. Die Bibel war ein Geschenk zur Hochzeit ihrer Urgroßeltern. Sie ist in Schweinsleder gebunden und mit Kupferstichen illustriert. Die Titel der einzelnen Bücher werden von Ornamenten aus Blattgold umrahmt. Bis die Familie zu ein wenig Wohlstand kam, war die Bibel ihr einziger Reichtum. Meine Großmutter soll sie über den Krieg gerettet haben. Tag und Nacht trug sie das schwere Buch bei sich: unter einem Laken, das sie sich um den Bauch gewickelt hatte. Mein Vater sagte: »Damals ließ unsere Mutter nichts und niemanden näher an sich heran.«

Tante Hella bemerkt mich, sobald ich die Stube betrete. Sie sieht von dem vergilbten Papier auf und lächelt. Bevor sie die Bibel zuklappt, legt sie eine Taubenfeder zwischen die Seiten. Die ganze Zeit sieht sie mich an. Als wollte sie sagen, ich solle mich zu ihr setzen. Sie könnte es auch mit einer Handbewegung andeuten, doch das ist nicht nötig. Ich habe es nie vermisst, sie sprechen zu hören. Ich weiß nicht, ob es den anderen genauso geht. Ich weiß immer, was Tante Hella von mir will. Ich verstehe, was sie sagen würde, wenn sie sprechen könnte. Obwohl wir uns nur zweimal im

Jahr für ein paar Wochen sehen. Und obwohl ich ihr dann oft aus dem Weg gehe. Denn ich habe gelernt: Es ist unheimlich, wenn jemand auf etwas so Wichtiges wie das Sprechen verzichten kann. Manchmal glaube ich, meine Tante weiß mehr als die anderen. Und dass sie ihr Wissen absichtlich nicht verrät. Vielleicht steigert das Schweigen ja ihre Intelligenz, weil sie schweigend alle Informationen in sich verwahrt. Vielleicht verlieren wir, die Sprechenden, einen Teil unseres Wissens, indem wir es preisgeben.

Jetzt bin ich froh, meine Tante zu sehen. Besonders ihre Augen, diese großen hellen Seen. Nach den Maulwurfsschlitzten ihres Mannes und ihrer Tochter sind sie eine Erleichterung. Ich setze mich ans Fenster und bin für eine Weile so stumm wie sie. Sie sieht hinaus, als wollte sie mein Schweigen nicht durch Blicke stören. Schließlich weiß niemand die Stille so zu schätzen wie sie. Doch damit liege ich vielleicht auch falsch. Vielleicht wünscht sie sich nichts sehnlicher, als einmal laut zu schreien. Ist das nicht das Wahrscheinlichste?

Von der Seite betrachte ich ihre hellblauen, vom Lesen schwachen Augen. Sie verraten nichts darüber. Mir wird bewusst, dass ich sie anstarre. Genau wie die anderen mich bei meiner Ankunft angestarrt haben. Das macht mir Angst. Ich fürchte, nach kaum einer Stunde hier bereits den Blick der Einheimischen zu entwickeln: den starren Blick, der mir zuerst im Zug aufgefallen ist. Rasch drehe ich meinen Kopf zur Seite und sehe aus dem Fenster.

Draußen liegt die Wiese. Das Pferd grast darauf. Hannes hat dem Schimmel das Zaumzeug abgenommen. Es ist ein altes Pferd, ich kann mich an kein anderes erinnern. Ebenso wenig fällt mir sein Name ein. Möglich, dass der Schimmel keinen Namen hat. Ich erinnere mich an einen schwarzen Hund, der an einer Kette vor dem Haus lag. Alle nannten ihn immer nur den Hund.

Die Wiese ist rechteckig, über einen Hektar groß und vollständig umzäunt. Das Haus steht an einer der beiden schmalen Seiten. An der gegenüberliegenden Seite entdeckte ich Hannes. Er bessert den Zaun aus. Dahinter beginnt der Wald.

Es fällt mir schwer, nicht meine Erinnerung nach dem Namen des Schimmels zu durchsuchen. Es fällt mir schwer, nicht an Tante Hella und ihr Schweigen zu denken. Es fällt mir schwer, nicht zu überlegen, warum sie so oft in der Bibel liest. Es fällt mir schwer, nicht an das Laken um den Bauch meiner Großmutter zu denken. Es fällt mir schwer, nicht an all diese Dinge zu denken, weil sie mich ablenken. Sie lenken mich ab von der Frage, die in meinem Hinterkopf lauert. Seitdem ich das Zimmer meines Vaters betreten habe, frage ich mich: Warum weine ich nicht um ihn?